

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Band: 55 (1975-1976)
Heft: 12

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Buch

SCHWEIZERISCHE AUSSENPOLITIK IM «HANDBUCH»

Ein seit langem angekündigtes und von vielen mit wachsender Ungeduld erwartetes Buch ist erschienen: das «*Handbuch der schweizerischen Aussenpolitik*», herausgegeben von Alois Riklin, Hans Haug und Hans Christoph Binswanger¹. 48 Kapitel, 35 Autoren, 2 Vorworte und 1052 Druckseiten in solides Leinen gebunden – ein kleiner Koloss, und wer immer als Rezensent an dieses Buch herantritt, fühlt sich etwas ratlos. Denn zu zahlreich sind die Facetten eines solchen gewichtigen Werkes, um das, was der einzelne dazu beigetragen hat, auch nur einigermaßen angemessen zu «würdigen».

Eindrucksvolle Struktur

Darum und faute de mieux sei der Anfang mit einem Überblick über die *Struktur* des Buches gemacht: In einem ersten Teil fassen drei Autoren (Edgar Bonjour, Joseph Boesch, Hans Christoph Binswanger) zusammen, was über die Geschichte der schweizerischen Aussenpolitik zu sagen ist. Der zweite Teil beleuchtet die «Grundlagen der schweizerischen Aussenpolitik»; dazu gehören Artikel über den internationalen Bezugsrahmen der schweizerischen Aussenpolitik (Rudolf L. Bindschedler), die dauernde Neutralität (Dietrich Schindler), die bilateralen Aussenbeziehungen (Emanuel Diez) und das Verhältnis zwischen Völkerrecht und schweizerischer Rechtsordnung (Jörg P. Müller). «Kom-

petenzordnung und Willensbildung in der schweizerischen Aussenpolitik» mit Beiträgen von Luzius Wildhaber, Guido A. Keel und Dusan Sidjanski/Jacques Nicola bilden den dritten Teil. Der vierte Teil ist dem Thema «Die Schweiz und die Menschenrechte» gewidmet (Jean Pictet, Jörg P. Müller, Stefan Trechsel). Der fünfte Teil gilt der «Schweiz und Europa» (Paul R. Jolles, Hans-Peter Furrer, Alois Riklin, Willy Zeller, Hans Mayrzedt, Konrad Wohnlich), und im sechsten Teil wird der Kreis erweitert auf das Verhältnis der Schweiz zu den Vereinten Nationen (Hans Haug, François Pictet, Luzius Wildhaber), gefolgt im siebenten Teil von Darlegungen zum Problembereich «Die Schweiz im Dienste der Völkergemeinschaft» mit Beiträgen zur Entwicklungshilfe (Richard Gerster), zur humanitären Hilfe und Flüchtlingspolitik (Hans Haug) und zu den Guten Diensten (Denise Bindschedler). Die schweizerische Aussenwirtschaftspolitik wird im umfangreichen achten Teil behandelt. Dazu gehören allgemeine Erwägungen zum Verhältnis zwischen Aussenpolitik und Aussenwirtschaftspolitik (Hans Christoph Binswanger, Reinhardt Büchi) wie Darstellungen der Aussenwirtschaftsbeziehungen der Schweiz zu einzelnen Ländergruppen, Organisationen und in einzelnen Problembereichen wie Versorgungspolitik (Walter Wittmann) und Waffenausfuhrpolitik (Urs Schwarz). Im neunten und letzten Teil werden, gewissermaßen als

«Restkategorie», «besondere Aspekte schweizerischer Aussenpolitik» behandelt, so die Auslandschweizerfrage (Maurice Jaccard), das Problem der ausländischen Arbeitskräfte (Silvio Ronzani) und weitere Fragen bis hin zum Verhältnis der Schweiz zu Liechtenstein (Dieter J. Niedermann).

Der Aufbau des Bandes folgt somit einer klar einsichtigen logischen Struktur: vom Grundsätzlichen zum Besonderen, vom unmittelbar Naheliegenden stufenweise – Schweiz, Europa, Völkergemeinschaft – zu weiteren Kreisen. Freilich mag man sich fragen, ob die schweizerische Aussenwirtschaftspolitik sich tatsächlich so reinlich von den andern Problembereichen abgrenzen lässt, wie dies der Titel des achten Teils glauben macht, werden doch manche Aspekte bereits im fünften Teil unter dem Titel «Die Schweiz und Europa» vorweggenommen. Und man mag sich fragen, ob die im letzten Teil untergebrachten Ausführungen Botschafter Bindschedlers über «Verfahren zur friedlichen Streiterledigung» nicht näher an den Abschnitt über die Guten Dienste herangerückt werden müssten, ob das ebenfalls im Schlussteil untergebrachte wichtige Kapitel über ausländische Arbeitskräfte nicht einen prominenteren Platz verdiente, und anderes mehr – allein, solche Kritik wäre müssig, denn allzu viele Möglichkeiten sind ja denkbar.

Zwei «Belastungstests»

Viel wichtiger als die Frage nach dem Aufbau des Buches ist die Frage, ob die damit geschaffene Struktur auch hält, das heisst, ob das von ihr getragene Netz an Information auch dicht genug ist.

Zwei «Tests» mögen dies stichprobenweise anhand von Fragen abklären, mit denen der auskunftsuchende Benutzer an dieses Buch herantreten mag.

Erster Test: Wer entscheidet eigentlich in aussenpolitischen Belangen? Eine erste, sehr präzise Antwort liefern die Beiträge des Freiburger Staats- und Völkerrechtlers Luzius Wildhaber über die «Bundesstaatliche Kompetenzausscheidung» und «Kompetenzverteilung innerhalb der Bundesorgane», ergänzt durch einen Artikel über «Kompetenzen und Funktionen der Bundeszentralverwaltung und des diplomatischen Dienstes im Ausland» vom selben Verfasser. Die unter diesen Titeln vermittelte Information beschränkt sich allerdings naturgemäss auf formale Aspekte; was den – entscheidungstheoretisch zweifellos sehr wichtigen – «Rest» betrifft, so bleibt es zwangsläufig bei Hinweisen, so im Zusammenhang mit den Einflussgrössen «Volk» und «öffentliche Meinung». Einen Schritt weiter geht Guido A. Keel mit seiner Zusammenfassung des «Influence des Groupes d'Intérêt politiques sur la Politique étrangère», die ein freilich nicht Vollständigkeit beanspruchendes Inventar der aussenpolitisch relevanten Verbände und «Pressure groups» gibt und auch versucht, einige Erkenntnisse über die Art und Weise zu erarbeiten, *wie* und auf welchem Wege Einfluss zustande kommt (Zusammenarbeit, «gemischtes Modell», Druck). Eine eigentliche *Erklärung* des aussenpolitischen Entscheidungsprozesses wird damit noch nicht erreicht; aber dies ist angesichts des gegenwärtigen Stands der Forschung auch nicht ohne weiteres zu erwarten. Dasselbe kann über die von Dusan Sidjanski und Jacques Nicola resümierten Ergebnisse aussenpolitischer Mei-

nungsumfragen gesagt werden, und die Verfasser machen denn auch kein Hehl daraus: «Une appréciation plus précise de l'influence de l'opinion publique dans ces cas est difficile à défaut d'enquêtes empiriques ou d'études de cas» (S. 312). Wie aber steht es schliesslich mit den Entscheidungen in dem für das Schicksal der Schweiz ganz besonders zentralen aussenwirtschaftlichen Bereich? Hans Christoph Binswanger und Reinhardt Büchi geben im 34. Kapitel einige Andeutungen, vor allem in ihren Ausführungen über das Verhältnis zwischen dem EPD und der Handelsabteilung, und nennen auch – äusserst vorsichtig – einige Probleme und mögliche Spannungsfelder, die sich daraus ergeben. Über den Einfluss multinationaler Unternehmen auf die Aussenpolitik im weitesten Sinn wird man, wenn man sich die Mühe nimmt, der Frage über das Register nachzugehen, an drei Stellen informiert, allerdings stets in knappster und wenig systematischer Form. Fazit: Der Test ist, soweit man dies aufgrund des bis zum Erscheinen des «Handbuchs» vorliegenden Schrifttums erwarten darf, recht gut bestanden.

Zweiter Test: Wieviel Spielraum besitzt die Schweiz eigentlich, wenn ihre Behörden aussenpolitische Entscheide zu fällen sich bemühen? Und inwieweit ist andererseits der Kurs der Schweiz in der Völkergemeinschaft aussenbestimmt und weiter nichts als eine Folge kleinstaatlicher Abhängigkeit? Eine erste Annäherung zu einer Antwort ermöglicht der Altmeister schweizerischer Neutralitätsgeschichte, Edgar Bonjour, mit seinen Hinweisen auf Funktionen und Wechsel des europäischen Gleichgewichts im Lauf der Geschichte. Die gleiche Problematik im Rahmen der aktuellen strategisch-politischen Situa-

tion skizziert das von Curt Gasteyer geschriebene Kapitel über «Sicherheitspolitik». Hinweise auf besonders stark ausgeprägte Formen von Auslandabhängigkeit, allerdings unter Verzicht auf eine klare Umschreibung des Begriffs der «Abhängigkeit», vermittelt Alois Riklins einleitender Essay über «Ziele, Mittel und Strategien der schweizerischen Aussenpolitik». Wer handfeste Angaben über Abhängigkeit, deren Folgen und denkbare Gegenmittel sucht, konsultiert Walter Wittmanns Artikel über «Versorgungspolitik», ergänzt allenfalls durch Elemente aus Beiträgen über das Verhältnis der Schweiz zu internationalen Wirtschaftsorganisationen und zur internationalen Währungspolitik (dazu besonders der Beitrag von Franz Aschinger). Unbeantwortet bleibt im «Handbuch» die Frage, wie sich die auswärtigen Einflüsse und die kleinstaatliche Abhängigkeit tatsächlich in aussenpolitisches Verhalten umsetzen – aber wiederum ist zu bedenken, dass beim heutigen Stand der wissenschaftlichen Durchdringung dieser Probleme eine fundierte Klärung solcher Prozesse nicht ohne weiteres erwartet werden darf. Auch dieser zweite «Test» wäre somit einigermassen erfolgreich bestanden.

Belebende Vielfalt

Das «Handbuch» weist verschiedene Züge auf, die es von vergleichbaren Werken unterscheiden. Als Vergleichsmassstab drängt sich beispielsweise das fast zur selben Zeit erschienene und praktisch denselben Umfang und dasselbe Format aufweisende «*Handbuch der deutschen Aussenpolitik*²» auf. Dieses Werk beeindruckt nebst der wesent-

lich weiter gestreuten und nach dem Grundsatz «Für jeden Artikel *den* zuständigen Fachmann» ausgewählten Autorenschaft vor allem durch die inhaltliche Geschlossenheit und Einheitlichkeit. Die einzelnen Beiträge sind dort kürzer und kompakter, gleichzeitig aber auch intensiver aufeinander bezogen als im schweizerischen «Handbuch».

In der Tat fällt jedem Leser des «Handbuchs» sehr bald eine gewisse Heterogenität auf, nicht nur – was in einem Teamwork solchen Zuschnitts nicht anders zu erwarten ist – in qualitativer Hinsicht, sondern auch in bezug auf Ansatzhöhe und Zielsetzung der einzelnen Artikel: Da stehen neben hochpräzisen, nüchternen Inventarisierungen eines Problembereichs (etwa im Beitrag «Grenznachbarliche Beziehungen» von Emanuel Diez) Aufsätze mit stark normativem Gehalt, über den sich in guten Treuen streiten lässt (etwa die in sieben engagierten Thesen ausklingenden Betrachtungen Richard Gersters zur Entwicklungshilfe). Solche Vielfalt bedeutet beileibe keinen Mangel – im Gegenteil: sie regt an. Nur erwartet man sie eher in einem Buch, das den Titel «Beiträge zur schweizerischen Aussenpolitik» trägt und nicht den vielleicht zu viele Ansprüche weckenden Begriff «Handbuch».

Der spezielle Charakter des vorliegenden Werks lässt sich freilich vor dem Hintergrund der ursprünglichen Konzeption begreifen. An sich beabsichtigten die drei Herausgeber, alles Dozenten an der St. Galler Hochschule, das ganze Handbuch «im eigenen Hause», das

heisst selbst oder durch ihre Assistenten zu verfassen beziehungsweise verfassen zu lassen und lediglich dort, wo Zeitdruck und Vielfalt der Thematik dies verlangten, auch auf aussenstehende Sachkundige zurückzugreifen. Diesem für die Herausgabe eines repräsentativen Handbuchs von nationaler Bedeutung etwas unorthodoxen Grundsatz sind sie dann auch soweit als möglich gefolgt – mit der Konsequenz freilich, dass beispielsweise eine für den Gegenstand des «Handbuchs» so wichtige Lehr- und Forschungsstätte wie das Genfer Institut universitaire de hautes études internationales nur gerade durch einen einzigen Beitrag vertreten ist. Doch wer um die Mühsal und fast unüberwindbaren Komplikationen weiss, die der alternative Weg – etwa die Gründung einer verantwortlichen eidgenössischen Herausgeberkommission – mit sich gebracht hätte, wird die Herausgeber verstehen. Und wer ferner das Ausmass der Kleinarbeit ahnt, die die drei Herausgeber auch bei diesem «abgekürzten Verfahren» noch zu bewältigen hatten, wird ihre Entscheidung, innert nützlicher Frist etwas Konkretes in Angriff zu nehmen *und* abzuschliessen, bejahren und ihre Initiative dankbar anerkennen.

Daniel Frei

¹ Schriftenreihe der Schweizerischen Gesellschaft für Aussenpolitik, Band 2, Verlag Paul Haupt, Bern und Stuttgart 1975. –

² Herausgegeben von Hans-Peter Schwarz, R. Piper & Co. Verlag, München 1975, 848 Seiten.

CHINA IM BLICKPUNKT (II)

*Die deutschschweizerische Chinaliteratur**3. Memoiren und Augenzeugenberichte*

Das «Schweizer Verlagshaus» hat durch die Veröffentlichung des Romans von *Li Sin-tiän* [27] einen beachtlichen Beitrag zur Information über China geleistet. Das Buch ist im Ich-Stil geschrieben – von einem Sohn einer armen Bauernfamilie. Diese Jugend ist durch die grausame Ausbeutung und Tyrannei von Grossgrundbesitzern, die mit der Polizei unter einer Decke stecken, Recht verdrehen oder Recht mit Geld erkaufen (S. 111, 126, 180), geprägt. Der Vater des Jungen schliesst sich der Revolution an, um zu kämpfen, damit die Grundherren stürzen und das Land verteilt werden kann (S. 5, 167). Der Gutsbesitzer rächt sich an der Mutter und quält sie grausam zu Tode. «Was war das für eine Zeit...» (S. 101). Der Junge will auch ein Rotgardist werden, um gerechter und gütiger zu werden und keine Zeichen von Unmut zu zeigen (S. 8). Das höchste Ziel ist die Parteimitgliedschaft, aber das wird man nur, wenn man nicht eigennützig denkt (S. 22), Tag und Nacht sich einsetzt (S. 39), weder Unglück noch Not fürchtet und sich mit Herz und Seele dem Wohle der Armen verschreibt (S. 39, 232). Für den Jungen gibt es nur diese Ideale. Er begibt sich auf seinen eigenen Grossen Marsch, um den leuchtenden roten Stern, sein Yenan, zu finden. Es gibt viele Hindernisse zu überwinden und schwere Opfer zu tragen, bis er die Front erreicht. Die Arbeiter, Bauern und Soldaten siegen, aber der Kampf geht weiter (S. 17, 235) und jedermann

weiss, dass der Kampf hinter den Linien (S. 246, 248) noch erbitterter sein wird und auf lange Sicht sogar wichtiger, damit immer wieder «leuchtend rot die Sonne aufsteigen» kann. – Dieser einfache Roman scheint über Werte, Gefühle, Ziele und Vorstellungen der heutigen Chinesen mehr als manche wissenschaftliche Analyse auszusagen.

In der Konjunktur der China-Literatur sind begrifflicherweise Memoiren, Augenzeugenberichte und Ansätze zu historischen Monographien en vogue. Alle diese Bücher haben eine ausserordentliche Freude am Detail. Immer wieder ist man über das Gedächtnis solcher Menschen erstaunt; bestimmt kommen dazu auch ein bisschen Phantasie und Dichtung. Meist stehen diese Berichte der Boulevardpresse näher als der politischen Reportage. Fragwürdig wird diese Literatur dann, wenn Einzelschicksale und Details eingesetzt werden, um China als Ganzes darzustellen.

Aus der grossen Fülle seien hier nur drei Werke genannt: eines, weil es in einem Schweizer Verlag erschien, die andern, um die Dimensionen solcher Literatur besser begreifen zu können.

Das Buch über *Ken Ling* [25] ist wohl eines der bekanntesten Beispiele. Es ist die Geschichte des Rotgardisten *Ken Ling* (Deckname), die von amerikanischen Forschern auf der Grundlage seiner Aufzeichnungen verfasst wurde [23]. Es ist ein erschütterndes Buch. Es stellt letztlich alles in Frage – auch die Erfolge der chinesischen Revolution. Wird der Mensch immer eine Art von «Biest» bleiben? Ist die Jugend, wenn sie losgelassen, grausam? Warum quält der

Mensch andere Menschen? Warum verhält sich der Mensch in der Gruppe (oder Masse) plötzlich so anders? Ist er so feige, so sadistisch, so verkrampt, dass er, einmal in einen bestimmten Rausch geraten, das sogenannte Menschsein aufgibt und wie ein psychisch Kranker handelt?

Ken Ling stammt aus bürgerlich-christlichem Haus, geht im südchinesischen Amoy in die achte Oberschule, ist ehrgeizig und begabt, wird plötzlich in den Sog der Kulturrevolution hineingerissen und dank seiner Qualitäten zum bewunderten Führer der Roten Garde, mit sechzehn Jahren ein «kleiner General» und «Generaldirektor» aller Betriebe einer Gemeinde mit 700000 Menschen. Der sehr detailfreudige Bericht mutet an wie eine Odyssee von der Schule in Amoy zum historischen Massentreffen in Peking, dann durch kriselnde Provinzen und schliesslich ins taiwanische Exil. Für Ling begann die Kulturrevolution mit einem freien Tag. Die ersten Opfer waren die Lehrer. Der 60jährige Lehrer Tschen Kuteh wird zu Tode gequält. Die Schüler werden zu Hyänen. Sie sind begeistert und nehmen berauscht am Kampf gegen die «vier Übel» teil: gegen alte Gedanken, alte Kultur, alte Sitten und alte Gewohnheiten. Dabei spielen öffentliche Blossstellungen und Demütigungen eine grosse Rolle. Bei Verhören wird geschlagen und gefoltert. Frauen werden vergewaltigt. Alle machen mit. Man denkt an die Milgram-Experimente (etwa auf S. 311/12). Noch leichter geht es mit fremden Menschen (S. 313). Ling selbst ist überrascht: «Obwohl wir so brutal vorgegangen waren, unterstützte uns die Bevölkerung» (S. 315), aber auch darüber, wie leicht Menschen die Meinung wechseln. Es kommt ebenfalls

der immer noch bestehende Unterschied zwischen Arbeitern und Studenten zum Vorschein («Die Studenten wollten Macht, die Arbeiter wollten Geld», S. 319).

Das Buch ist eine Herausforderung grausamster Art. Sicher ist es einseitig; so geht die politische Bedeutung der Kulturrevolution ganz unter in aufregenden und starken Berichten über schlimme Exzesse.

Für die Chinesen von heute ist die Vergangenheit schlecht. Für sie gibt es die «gute alte Zeit» nicht. Es war eine Epoche, in der ein paar Kaiser, ihre Frauen, Adelige, Beamte und Grossgrundbesitzer alles hatten und auf Kosten des Volkes lebten. Unter der Oberschicht waren die Intrigen und Machschaften, das Misstrauen und die Grausamkeiten gross. Luxus und Verschwendung waren masslos und mussten früher oder später die Volksmassen herausfordern. So wie uns die Rückschau nostalgisch stimmt, so stimuliert sie den Chinesen zu immer neuer Arbeit an der Zukunft. In dieser Hinsicht ist die Autobiographie des letzten Kaisers, *Pu Yi* [26], interessant, der 1908 unter dem Namen Hsüan Tung als Zweijähriger zum Kaiser inthronisiert wurde, 1912 seine Abdankung und die Gründung der Republik ausrief und in den dreissiger Jahren unter den Japanern wiederum zum Kaiser der Mandschurei erkoren wurde.

1945 wird er von den Sowjets gefangen genommen und 1950 als Kriegsverbrecher an China ausgeliefert. Pu Yi schildert diese bizarre, exotische, aber auch anarchistische und grausame Welt. Die Chinesen richten ihn nicht hin – sie erziehen ihn um. Pu Yi schildert auch diese «Umerziehung» zum Gärtner und später zum Wissenschaftler im «Aus-

schuss für historisches Material der Politischen Konsultativ-Konferenz des Chinesischen Volkes».

Bei viel Sport, Literatur und Arbeit macht er gute Fortschritte, so dass wir im Buch einen dankbaren und devoten Genossen finden. Im Nachwort wird von einem «absurden und zugleich tragischen Erziehungs-*(Roman)*» geschrieben. Man wird zwischen den Zeilen lesen müssen. Sicher geht es hier nicht um eine individualpsychologische Entwicklung, sondern um die Wandlung einer Gesellschaft, somit nicht um Geschichte, sondern einen geschichtlichen Vorgang. Da Pu Yi ja «umerzogen» wurde, offenbart das, was er nun schreibt, auch etwas vom (offiziellen) gesellschaftlichen Geschichtsverständnis. Lange begriff der «Kaiser» nicht, dass «alle menschlichen Handlungen von einer bestimmten Ideologie getragen wurden, weshalb man die ideologischen Wurzeln einer Straftat aufdecken musste, um ein Problem von Grund auf zu lösen» (S. 371). Da genügt Reue nicht.

Das vom Schweizer Scherz-Verlag gross und beinahe sensationell aufgelegte Buch von *Bao Ruo-wang* [24], der französischer Staatsbürger ist, in China auferzogen wurde und dann sieben Jahre in chinesischen Gefängnissen und Straflagern verbrachte, bis er am 13. November 1964 über die Grenze nach Hongkong geschoben wird, erschien kurz nach Solschenizyns «Archipel Gulag» und wurde auf den Klappdeckeln in diesen Zusammenhang gestellt.

Als Lektüre ist Bao Ruo-Wang faszinierend. Die Spannung hält bis zum Schluss durch. Er versteht es, die Sympathie der Leser zu gewinnen. Aber – darf ein chinesisches *Gefangenenlager* mit der

Welt Chinas verglichen werden? Ich las unmittelbar nach diesem Buch – rein zufällig – den Roman von *Arthur Honegger* «Die Fertigmacher» (Benziger, 1975), der auf wahren Begebenheiten beruht. Ich hatte ähnliche Reaktionen wie bei der Lektüre von Bao: die Welt unserer Erziehungsheime und Strafanstalten kann für den Menschen, der in sie gelangt, genau so teuflisch sein wie ein chinesisches Gefangenenlager. Auch anderes gibt der Skepsis gegenüber Bao Raum. Er lässt seine Geschichte von einem amerikanischen «Life»-Korrespondenten schreiben, der eben aus Moskau zurückkehrt. Wie kann er wissen, dass es in China keine anderen Filme als Propagandafilme gibt (S. 46)? Was würde wohl ein Chinese über Hollywood-Filme sagen?

Bao befand sich immer zwischen zwei Welten. Er nennt sich selbst einen «métis». Solche Menschen werden es immer schwer haben und werden kaum irgendwo ganz zu Hause sein. Bao war in diesem Sinne ein Mitmacher. Er stellte sich ein. Er passte sich an; aber das meiste begriff er nicht. Ferner ist er ein Intellektueller. Er nennt gewöhnliche Bauern- und Fabrikarbeit «Sklavenarbeit». Zeigt sich nicht bereits hier eine grosse Arroganz – aber auch die Fragwürdigkeit seiner Arbeitsbeurteilung? Dazu spricht er immer nur von der Regierung oder dem *Staat*, auch da, wo es im Chinesischen um das *Volk* geht – also ein anderer Begriff und auch ein ganz anderer Akzent. Einfluss des amerikanischen Journalisten?

Was Bao aber vor allem fehlt, sind Perspektiven und Tiefen. Von der dem Gefangenenlager parallel laufenden Zeitgeschichte weiss er nicht viel, sonst wüsste er, dass 1960–1963 ganz China durch den plötzlichen Wegzug

der Russen und die grosse Dürre in Engpässe geriet und grosse Teile der Bevölkerung ebenfalls hungerten. Das Gefängnis war eben auch Abbild der Aussenwelt. Er selbst gibt (S. 319) zu, dass 1964 die Lebensbedingungen sich besserten.

Trotz all der Mängel kommt jedoch sehr viel Positives und Menschliches zum Vorschein: dass ihn nie ein Wärter unfreundlich oder gar grausam behandelte und dass sie sogar Fehler Mitgefangenen gegenüber zugaben (S. 270); dass das maoistische System «übertrieben stolz darauf» sei, «besonders integer zu sein» (S. 139); dass «kommunistische Kader vielleicht unangenehme Zeitgenossen sind, aber sie besitzen die grössten Skrupel, die man sich denken kann» (S. 201). Das Buch hat seine Bedeutung, aber es soll nicht in den falschen Rahmen gestellt werden.

[24] Bao Ruo-wang, Gefangener bei Mao, hsg. von Rudolph Chelminski, Scherz-Verlag, Bern 1973.

[25] Ken Ling, Miriam London und Li Tai-ling, Maos kleiner General, Die Geschichte des Rotgardisten Ken Ling, Deutscher Taschenbuch-Verlag, München 1974.

[26] Pu Yi, Ich war Kaiser von China, Die Autobiographie des letzten chinesischen Kaisers Pu Yi (1906–1967), C. Hanser Verlag, München 1973. TB: Fischer 1637, 1975.

[27] Li Sin-tiän, Leuchtender Stern, Roman aus dem Chinesischen, Schweizer Verlagshaus, Zürich 1973.

4. Fachliche Auseinandersetzung

Architektur

Mit 190 eigenen Schwarzweissaufnahmen hat *Werner Blaser* einen Bildband von grösster Schönheit gestaltet. Er versucht das Romantische zu entlarven und

die chinesischen Bauten als ein Ergebnis strenger konstruktiver, struktureller und formaler Denkprinzipien zu zeigen. Blaser erhofft sich davon einigen Gewinn für die moderne Architektur, um Bau und Parkanlagen wieder mehr zu verbinden. Über die Bauten des heutigen Chinas ist er enttäuscht. Er schätzt die geschichtlichen Bauten; für die Zukunft jedoch fürchtet er. Aber vielleicht vermag gerade dieser Prachtband etwas von den noch verborgenen Potenzen zu zeigen. Vielleicht müsste man den grössten Platz Tiän-an-men einmal von Blasers Sicht aus ansehen: ein neuer Bezug zwischen Raum und Volk, der zu einem neuen Bewusstsein führen kann.

[28] Werner Blaser, Chinesische Pavillon-Architektur / Chinese Pavilion Architecture, Qualität, Gestalt, Gefüge am Beispiel China, Verlag Arthur Niggli AG, Niderteufen 1974. Doppelsprachig.

Geschichte

Der St. Galler Sozialhistoriker *Theodor Leuenberger* hat 1971 auf leichtverständliche Weise Chinas Geschichte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts dargestellt. Das Buch vermag mit viel Einfühlung eine Gesamtschau zu geben, die nicht in Daten und Einzelheiten untergeht, sondern mehr Ideen und Persönlichkeiten aufzeigt [30].

Sein zweites Buch [31] enthält drei Essays. Sie zeigen Chinas Relation zu den Vereinigten Staaten, dem Indochinakrieg und zu Japan. Vor allem wird auch die tragische Politik Washingtons skizziert, die sich «mit eigenen Rezepten des richtigen Friedens» blindlings gegen Realitäten und andere Denkweisen stellte.

Das Buch der zwei jungen Schweizer *Elo und Jürg Baumberger* [29], die sich

von Sommer 1972 bis Sommer 1974 in China aufhielten und dort arbeiteten, bietet Zeitgeschichte im besten Sinn: leichtverständlich, popularisiert, einfühlend und doch kritisch. Das Bändchen könnte auch unter Philosophie oder Politologie eingereiht werden. Vor allem aber vermag es, das Mao-Tse-tung-Denken und seine chinesische Tragkraft aufzuzeigen. Dieses Denken zeigt sich an Fallstudien, also an Ereignissen, die uns ohnehin sehr schwer zugänglich sind: an der Kulturrevolution, am Sturz Lin Biaos, im Gegenangriff auf die Kulturrevolution und an der Bewegung zur Kritik an Lin Biao und Konfuzius. Eines wird klar: dass es im China von heute immer wieder um den Primat der Politik geht. Die Produktion steht im zweiten Rang. Über allem steht die Dreieinheit von Arbeiter, Kader und Spezialist, die Einheit von körperlicher und geistiger Arbeit, von Theorie und Praxis. Schule und Fabrik werden miteinander verbunden. Aber immer wieder bricht die «andere Linie» durch, die die Produktion höher stellen möchte, die Bürokratie fördert und in konfuzianischer Tradition Hierarchie, Mann und Kopf vornanstellt. Gegen diese Kräfte gilt es immer wieder von neuem in den Kampf zu ziehen. Die Revolution ist nie vollständig: sie ist eine permanente – deshalb diese Kampagne gegen Lin Biao und Konfuzius.

[29] Elo und Jürg Baumberger, Beethoven kritisieren! Konfuzius verurteilen! Was geschah in China 1973/74? Rowohlt-Taschenbuch, Reinbek 1975.

[30] Theodor Leuenberger, Chinas Durchbruch in das 20. Jahrhundert, Flamberg-Verlag, Zürich 1971.

[31] Theodor Leuenberger, Kriege um den Frieden in Ostasien, Flamberg-Verlag, Zürich 1973.

Entwicklungspolitik

In einem öffentlichen Gespräch im Gottlieb-Duttweiler-Institut meinte ein prominenter Teilnehmer, dass China etwas geschaffen habe, das für alle Entwicklungsländer interessant sei. In der Zwischenzeit hat sich China in der UNO und in internationalen Gremien selbst mehr und mehr zum Sprecher der Entwicklungsländer gemacht. Es fordert dazu auf, eigene Wege zu finden und nicht einfach die Entwicklung des Westens oder Ostens zu kopieren. China – so Leuenberger [30] – hat in seiner Geschichte nie selbst missioniert: Es war immer bemüht, durch die Tugend zu wirken, durch Taten zu sprechen und das Beispiel wirken zu lassen (S. 143, 149, 150).

Der kurz nach Erscheinen seines Buches verstorbene *Heinrich Schweizer* [32] hat anhand der Landwirtschaft die verschiedenen Methoden zweier sozialistischer Länder aufgezeigt. Dieser Kontrast vermag vielleicht am ehesten die Wesensunterschiede zwischen der Sowjetunion und China anschaulich zu machen. Die Arbeit ist als Dissertation entstanden, und es erstaunt deshalb, dass sie lesbar ist und den Mut zu neuen Deutungsansätzen zeigt. Die Arbeit bietet zuerst kurz und bündig das bisherige Wissen über sozialistische Agrartheorie bis zur russischen Revolution 1917, gefolgt von den Versuchen einer Agrarpolitik in der UdSSR und in China. Was die Arbeit des weiteren auszeichnet, ist die Weiterführung zur Frage einer möglichen Anwendung für Entwicklungsländer. In diesem Sinne hat wohl Schweizer den ersten seriösen Beitrag zur Auseinandersetzung, ob China als Modell für Entwicklungsländer gelten könne, geleistet. Die Arbeit

zeigt den tiefgreifenden Unterschied zwischen der sowjetischen Priorität der Schwerindustrie und der chinesischen Priorität der Landwirtschaft.

[32] Heinrich Schweizer, Sozialistische Agrartheorie und Landwirtschaft in China und Sowjetunion: ein Modell für Entwicklungsländer? Verlag Herbert Lang, Bern 1972.

*

Die Literatur über die VR China von Schweizer Autoren und Verlegern ist zwar vielfältig und hat sich in den letzten Jahren verbessert, aber zu einer seriösen Auseinandersetzung reicht sie noch kaum. Es muss klar festgestellt werden, dass die Chinaliteratur in der Schweiz ein Randphänomen ist. Es erstaunt deshalb kaum, dass grosse Verlagshäuser China nur selten oder mehr als Kuriosum aufgreifen. So veröffentlicht beispielsweise der Scherz-Verlag wohl ein Buch über die Gefangenenlager oder über Akupunktur, aber nicht über eine seriöse Auseinandersetzung, die ruhig popularisiert sein dürfte. (Die meisten derartigen Publikationen sind in Kleinverlagen erschienen.) Drei ausländische Autoren (Han Suyin, Bao Ruo-wang und Li Sin-tiän) wurden von Schweizer Verlagen berücksichtigt; erstaunlich wenige Schweizer Autoren haben bei ausländischen Verlagen Zu-

flucht gefunden (Baumberger, Keller-Senn, Stucki). Führend sind die Schweizer immer noch in Bildbänden (Bernhard, Blaser, Keller-Senn). Hier müsste natürlich auch der photographisch perfekte Riesenband von *Emil Schulthess* («China») im Artemis-Verlag Zürich erwähnt werden. Sind sie Zeugnis dafür, dass sich der Schweizer lieber über das Bild als über das Wort mit einer Sache auseinandersetzt?

Die Chinesen beginnen uns – nach Terrill – einige Fragen zu stellen: «zweifellos werden diese ebenso seltsam sein wie manche der unsrigen an China». China ist nicht leicht zu fassen. Vor allem auch deshalb nicht, weil die Chinesen nicht wie andere Völker darauf erpicht sind, «uns zu überzeugen. Sie haben Wichtigeres zu tun» (Max Frisch). Aber: wir brauchen China und China braucht uns. Mit der gegenseitigen Verketterung sollte es ein Ende haben. Die Zeit der *echten Konfrontation* ist gekommen. Wo ist die dazu notwendige Literatur?

Al Imfeld

Korrektur zu Anmerkung [15]: Das in der Februar-Nummer erwähnte Heft von *Erhard Hürsch* ist im Verlag Sauerländer, Aarau, erschienen. Die Schrift und der Verfasser stehen in keinem Zusammenhang mit dem Tibet-Institut, Rikon.

Die «Schweizer Monatshefte» beabsichtigen, die Diskussion um das kontroverse Chinabild weiterzuführen.

SALOMON GESSNER

Zur neuen Gesamtausgabe

Herder sprach für seine Zeitgenossen, als er Gessner in den *Humanitätsbriefen* als «unsern berühmtesten Dichter» feierte. Schon der Grüne Heinrich aber musste von einem zufällig entdeckten Exemplar der Gessnerschen Werke erst einmal eine Wolke von «dichtem Staub» wegblasen; und heute ist der Staub noch dichter geworden. Zugleich wird er jetzt jedoch mehr als je zuvor wegblasen. Nicht nur Würdigungen und Rettungen erscheinen, auch die Texte werden wieder verfügbar, und zwar fast gleichzeitig in zwei Ausgaben: der Reclam-Edition der *Idyllen* (1973, betreut von E. Th. Voss) und der hier angezeigten ersten kritischen Gesamtausgabe der Schriften – nachdem Gessner ein halbes Jahrhundert lang im Buchhandel überhaupt nicht zu haben war (*Sämtliche Schriften*, III, [111]¹). Sogar ein Metzler-Bändchen, die postume Form des Ehrendoktors für Literaten, ist angekündigt. Selt-sames Phänomen: sublimiert sich die Nostalgiewelle ins Wissenschaftliche – wo doch gerade der wissenschaftlich geschulte Blick sieht, dass der Rousseauismus des 18. Jahrhunderts, ob so genannt oder nicht, auch ein Symptom kollektiver Neurose ist, des Unbehagens in der Kultur? Damit spitzt sich die Frage aufs Biographische zu: was für eine Persönlichkeit steht eigentlich hinter den *Idyllen*, die so viel «reine Humanität, Einfalt, Liebe und Wahrheit» ausströmen (Herder)? Nicht das geringste Verdienst des Nachworts zu diesen sämtlichen Werken ist es, dass Bircher auf die biographische Frage eingeht – eine Frage, die in manchen Kreisen der deutschsprachigen Germanistik verpönt ist, in neuster Zeit aber sogar in Deutschland

(vor allem durch Walter Müller-Seidel und Ingrid Strohschneider-Kohrs) wieder diskussionsfähig gemacht wird. Von Gessners glücklicher, harmonischer Natur wird seit dem 18. Jahrhundert viel gesprochen. Bircher akzentuiert andere Aspekte, besonders die arkadisch verhüllte Unzufriedenheit mit gesellschaftlichen Missständen in der Vaterstadt und in dieser nicht nur, wodurch die anmutig harmlose Idyllik denn doch um einiges problematischer, aber auch interessanter werden dürfte: was ist für das Persönlichkeitsbild wichtiger: das Eskapieren aus unerfreulicher Gegenwart ins schäferliche Utopia oder die Kritik aus Utopia an dieser Gegenwart? Schwer wird uns die Antwort nicht zuletzt dadurch gemacht, dass, wie Bircher gebührend, aber, wie es scheint, als erster hervorhebt, die Zeugnisse zur Persönlichkeit Gessners vorwiegend aus der späten Zeit stammen, als der berühmt Gewordene schon längst nicht mehr oder kaum noch schrieb. Und das Bild, das sich aus solchen späten Zeugnissen ergibt, hat *en face* spiessbürgerliche Züge, helvetisch gemildert zwar; der Weg zu diesem Gessner führt (wie ganz konkret beim Besuch der Madame de Genlis 1775) durch einen Gemüsegarten «rempli de carottes et de choux». Und doch haben die Zeitgenossen an diesem Gessner, «fumant sa pipe et buvant de la bière», an diesem Salomon im Glück hin und wieder auch die Anzeichen der Zeitkrankheit der «Hypochondrie» bemerkt. Hat sie auch auf die Dichtung abgefärbt? Schon Schiller sah ja in den *Idyllen* «bloss das traurige Gefühl eines Verlustes» («Über naive und sentimentalische Dichtung»).

Hier hätten detaillierte Untersuchungen anzusetzen. Bircher bringt – über sein zu solchen Gedanken anregendes Nachwort hinaus, das der raren Gattung der «Rettung mit Geschmack» angehört – allerlei Material zu solchen Studien. In erster Linie ist da die äusserst verdienstvolle Zusammenstellung von Gessners Äusserungen über seine Dichtungen, gleichsam ein – hervorragender – Band der Heimeran-Reihe innerhalb dieser Edition, zu nennen, ferner der sorgfältige und lesbare textkritische Anhang, der die früheren und späteren Varianten gegenüber den gewählten Druckvorlagen (erste Gesamtausgabe der *Schriften*, Teil 1–4, 1762, Teil 5, 1772) verzeichnet, und schliesslich die kritische, das heisst: besonders Autorschaftsfragen gegenüber kritische Sammlung der ausserhalb der von Gessner autorisierten Werkausgaben erschienenen verstreuten «Vermischten Schriften», die Lyrik, vor allem Jugendgedichte, und kritische Prosa umfassen.

Dass die Texte dieser ebenso form-schönen und beinahe luxuriösen wie

handlich-stabilen Ausgabe als Reprint gedruckt werden, erlaubt nicht nur eine konkrete Begegnung mit den bibliographischen Realitäten des *Grand Siècle*, sondern ausserdem eine Vergegenwärtigung des *ganzen* Gessner – der ja die reichen, reizvollen Illustrationen und Vignetten selbst entworfen und gestochen und seine Schriften selbst verlegt hat. Einen instruktiven Einblick ins literarische Leben der Zeit gibt schliesslich das für einen der «vermischten» Texte als Druckvorlage gewählte Handexemplar J. J. Bodmers, worin Bodmer Gessners Prosa in Hexameter umschreibt (III, [40]). Erfreulich ist auch, dass Bircher ein Faksimile des einzigen erhaltenen Autographs einer Gessnerschen Dichtung beifügt (III, zwischen [152] und [153]).

Mit einem Wort: eine Wiedererschliessung, für die man nicht genug dankbar sein kann. *Karl S. Guthke*

¹ Salomon Gessner, *Sämtliche Schriften*, hrsg. v. Martin Bircher. 3 Bände, Orell Füssli Verlag, Zürich 1974.

DIE SAMMLUNG OSKAR REINHART

Oskar Reinhart hat vor fünfundsiebenzig Jahren die Kunstschatze, die er damals besass, in zwei Gruppen eingeteilt. Die eine, besonders deutsche, österreichische und Schweizer Maler und Graphiker des 18., 19. und 20. Jahrhunderts, vereinigte er zur «Stiftung Oskar Reinhart» und übergab sie der Stadt, die im ehemaligen Gymnasium an der Stadt-hausstrasse ein prachtvolles Museum einrichten konnte. Seit ihrem Bestehen haben über 400000 Kunstfreunde die Stiftung besucht. Die andere Gruppe seiner Kunstschatze aber, die im Haus am Römerholz verblieben, werden seit

dieser Zeit als die «Sammlung» bezeichnet. Nach dem Tode Oskar Reinharts ist sie in den Besitz der Eidgenossenschaft übergegangen. Seit fünf Jahren ist sie – im Wohnhaus des Sammlers – der Öffentlichkeit ebenfalls zugänglich. Und soeben ist ein prachtvoller Bildband erschienen, der «*Die Sammlung Oskar Reinhart*» in Wort und Bild vorstellt, eine hervorragende Arbeit nicht nur wegen der Qualität der Reproduktionen, sondern vor allem auch wegen der Konzeption, die hier gewählt wurde¹. Das Ziel war an und für sich, ein vollständiges Inventar, einen Kata-

log der Sammlung mit genauen Bildbeschreibungen, auch Angaben über frühere Besitzer und Datum des Erwerbs, anzulegen. Der Band sollte mit Illustrationen reich ausgestattet werden. Was jetzt vorliegt, erfüllt diese Anforderungen durchaus, geht aber weit darüber hinaus, indem die Person des Sammlers und die historischen Voraussetzungen der Sammlung von kompetenter Seite umrissen werden. *Michael Stettler*, Freund und Vertrauter Oskar Reinharts, zeichnet ein Porträt des grossen Winterthurer Mäzens, *Eduard Hüttlinger* zeigt die kunstgeschichtlichen Prämissen des Lebenswerks dieser Sammlung auf. Aber nicht nur dergestalt im Wort ist das vollbracht, sondern in der Konzeption und Gestaltung des Bandes insgesamt. *Rudolf Koella*, der Konservator des Kunstmuseums in Winterthur, hat nicht nur das Kunstgut der Sammlung klar gegliedert und präsentiert. Er baute eine Anthologie kunsthistorischer Literatur, ein Quellenwerk der Kunstgeschichte darum herum. Man kann lesen, was zu bedeutenden Bildern aus der Sammlung von bedeutenden Künstlern, Wissenschaftlern oder Schriftstellern, gesagt worden ist. Und das wiederum dürfte genau im Sinne des Sammlers Oskar Reinhart geschehen sein. Für ihn nämlich war die Bibliothek ein unerlässliches Arbeitsinstrument. Er hat viele Stunden in seiner Bücherei verbracht. Sein Wissen war umfassend und gründlich. Er war nicht der Meinung, grosse Kunstwerke seien auszuschöpfen, indem man sie betrachtet. Er verlangt vom Betrachter Vorinformationen, er erwartet intensive und nachhaltige Beschäftigung mit dem Kunstgegenstand. Der Bildband «Die Sammlung Oskar Reinhart» ist eine Anleitung dazu.

Unter den Texten, die Koella bei-

zieht, sind nicht nur kunstwissenschaftliche Autoren vertreten. Über Daumier, zum Beispiel, äussert sich ausführlich Paul Valéry, über Delacroix' *Imagination* Charles Baudelaire. Es finden sich Texte von Malern über Maler, dann natürlich längere Zitate aus Kunstbüchern und Monographien. Meier-Graefe ist mehrmals vertreten, ebenso Gotthard Jedlicka, Wilhelm Hausenstein und manchmal auch ein Journalist wie Benno Reifenberg. Ich glaube, die Offenheit, mit der die Anthologie über das blosse Fachwissen hinaus sich dem genauen Ausdruck dessen zuwendet, was ein aufmerksamer Betrachter vor einem Bild feststellt, ist bezeichnend für den Sammler Oskar Reinhart. Ihm ging es um die unmittelbare Beziehung zu den Kunstwerken, die er um sich versammelt hatte. Ihm ging es um Werte, die in der Begegnung mit diesen Werken erst entstanden, und da er wusste, dass man sich dabei durch Gedankenaustausch hilfreich sein konnte, nahm er dankbar an, was andere erlebten und sahen. Er wechselte vom Bild zum Buch, vom Buch zum Bild, vom Bild zum vertrauten Gesprächspartner. Das Buch, das seine Sammlung im Römerholz präsentiert, leitet den Leser und Betrachter zu dieser Methode an. Es gibt Zitate wie Anstösse, es gibt durch bibliographische Angaben Hinweise, wo mehr zu finden sei. Es ist weit mehr als ein bebildeter Katalog der Sammlung. Es vermittelt etwas von dem Geiste, der den Sammler geleitet hat.

Anton Krättli

¹Rudolf Koella, Die Sammlung Oskar Reinhart. Bilder, Zeichnungen, Plastiken, mit Beiträgen von Michael Stettler und Eduard Hüttlinger. Orell Füssli Verlag, Zürich 1975.